

Aus aller Welt.

Der Fall Häfener. Die weiteren Erhebungen in der Essener Blutthat, welche, wie schon mitgeteilt, eine Hinausschiebung der Verhandlung in Kiel notwendig machten, beziehen sich auf das Vorleben des verhafteten Fährmanns, in seiner Vaterstadt Essen. Unter anderem soll festgestellt werden, aus welchem Grunde Häfener seinerzeit die Essener Oberrealschule verlassen mußte, welche Ausschreitungen er sich gelegentlich der Silberhochzeit seiner Eltern zu Schulden kommen ließ, und welche Soldaten er in den Straßen Essens wegen nicht vorchriftsmäßigen Größens angehalten hat.

Lebendig verkauft. Ein Entrüstungsschrei ging im letzten Sommer durch die Presse, als in dem fränkischen Dörfchen Niederbirsberg die im Armenhaus untergebrachte 71 Jahre alte Tagelöhnerin Margarethe Gsch. infolge Verwahrlosung bei lebendigem Leibe halb verkauft zu Grunde ging. Auf Grund der vorgenommenen Sektion wurde festgestellt, daß die Leiche der Frau, hochgradig abgemagert, von Schmutz und Unreinlichkeit starrte; der Kopf war mit Läusen förmlich überfüllt. Dem und Leinentuch waren stark verunreinigt und das Stroh des Strohfades war durch Kot und Urin vollständig zu Mist geworden. Die ganze hintere rechte Körperhälfte vom Nabe des Schulterblattes herab bis zur Kreuzgegend bildete eine schwarz gefärbte Geschwürsfläche, und bot einen entsetzlichen Anblick. Die Leiche der Gsch. wurde einige Tage nach dem Begräbnis auf richterliche Veranlassung wieder ausgegraben und geöffnet, wobei sich ergeben hat, daß noch lebende Läuse am Körper haften. Der Vorstand der Armenpflege, geistlicher Rath Zwingmann hatte sich, in einem nahen Orte wohnend, nicht um die Gemeinde bekümmert und alles dem Bürgermeister Lahner in Niederbirsberg übertragen. Aber auch dieser hat alles unterlassen und ist für den Tod der Armenhauseinwohnerin ebenso zur Verantwortung zu ziehen, wie der geistliche Rath Zwingmann in Ebermannstadt. Bürgermeister Lahner hatte zwar die Gemeinbediensteten vernünftiger beauftragt, für 3 Pfennig täglich die alte Gsch. zu pflegen. Die Verrenter hatte die Pflege der Greisin aber in der denkbar nachlässigsten und gleichgültigsten Weise betätigt. Da der ärztliche Befund ergeben hat, daß der Tod der Gsch. unbedingt durch Vernachlässigung und völlige Verwahrlosung erfolgt ist, wurde zunächst Bürgermeister Joh. Lahner und die Gemeinbediensteten Margarethe Vernreuther wegen fahrlässiger Tötung in den Anklagezustand versetzt. Zu der Verhandlung, die am Samstag in Bamberg ihren Anfang nahm, waren 38 Zeugen geladen. Bei der Vernehmung wurde manch abstoßendes Bild kultureller Verrohung und Sittenlosigkeit zu Tage gefördert. Der Staatsanwalt beantragte gegen die Verrenter einen Monat Gefängnis. Bürgermeister Lahner dagegen sei für die festgestellte Gefinnungslosigkeit und Härteherzigkeit, die er mit Heuchelei und Frömmigkeit bedeckte, eine empfindlichere Strafe zuzumessen. Er bittet, auf vier Monate Gefängnis zu erkennen. Das Urteil spricht die Angeklagte frei und verurteilt den Bürgermeister zu einem Monat Gefängnis.

Aus dem Leben eines Berliner Millionärs. Das eben erfolgte Ableben der Wittve des vielfachen Schöneberger „Millionärs“ Albert Gernold in ihrer Potsdamer Villa ruft die Erinnerung an Vorkommnisse und Lebensgewohnheiten nach, wie sie eben nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen eintreten können. Die jetzt Verstorbene kam, lediglich wegen ihrer jüdischen Erscheinung, aus den ärmlichsten Verhältnissen in die glänzenden. Das Gedeihen der beiden gestaltete sich aber mit der Zeit unglücklich. Jeder Teil ging bald seinen eigenen Vermögenswegen und Liebhabereien nach. Er lebte zurückgezogen in seiner schönen Villa in Schöneberg, in deren großen Garten sie ein Zweig beschnitten werden durfte, sie in Potsdam, wo sie ein geistliches Haus hielt, in dessen Fremdenzimmern nicht weniger als 36 Betten standen. Die Verstorbene hat ihren um 25 Jahre älteren Gatten nur 18 Monate überlebt und das immense Vermögen geht nun in den Besitz von drei Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern, über. Albert Gernold war trotz vieler Schrecken sehr gutmütig. Die Kunst Gutenbergs hatte es ihm angetan, so daß er die Schriftsetzerei erlernte. Nach dem Tode seines Vaters in den Besitz eines Vermögens gelangt, das ihm eine monatliche Rente von 2400 M. sicherte, war sein erstes Ziel eine eigene Druckerei anzuschaffen. Er gründete nun eine eigene Zeitung, deren Reporter, Redakteur, Seher, Drucker, Verleger und — Leser er selbst war. Dieses Produkt der Journalistik enthielt den größten Unsinn, wirkte aber nicht gemeinheitsfälschend, weil nur wenig Leser dieses Millionärblatt in Gesicht bekamen. Die häufigen Prellereien, denen er ausgesetzt war, machten den reichen Mann misstrauisch, und so kam es, daß er oft wochenlang seine Villen nicht verließ und mit seinem Hausintendanten und Musikdirektor Winter, der aber nie Musik machen durfte, tagelang in seinem im Keller gelegenen Trinkzimmer saß und trank, ohne daß beide ein Wort sprachen. Neben Sie nicht — trinken Sie!

Verfolgung eines Militärballons durch Automobile. Von Wien aus wurde ein interessanter militärischer Versuch gemacht. Es handelte sich um die Verfolgung eines Luftballons durch Automobile. Die Insassen des Luftballons waren Oberstleutnant von Salpator, Hauptmann Kolah und Oberleutnant von Ror. Die unter Major Baron Prohaska Oberkommando stehenden 28 Motorfahrer waren in fünf Gruppen geteilt. Der Ballon stieg um acht Uhr Morgens auf und nahm zunächst eine nördliche Richtung, worauf alle Verfolger nach Mühlbach zu fahren. Durch Auswerfen von Sand erreichte dann aber der Ballon eine andere Luftströmung und trieb nach Tulln. Es gelang dem Oberstleutnant, auf einer Donauinsel zu landen. Die Motorfahrer mußten einen steilen Berg überwinden, um in der Nähe des Ballons zu bleiben. Nicht ganz eine Viertelstunde nach der Landung trafen endlich Motorfahrer am Ufer der Donau gegenüber der Insel ein. Der erste der Automobilisten durchquerte den Donauarm und kam 15 Minuten nach der Landung bei dem Ballon an, also 5 Minuten zu spät, da ja der Ballon nur dann als gefangen gelten sollte, wenn die Verfolger ihn spätestens zehn Minuten nach der Landung erreichten.

Eine Enquete über die Geheimnisse von Paris, die jetzt angestellt werden soll, betrifft nicht etwa die Erforschung dessen, was in den Pariser Diebeskellern vorgeht. Die Erhebungen, über die wir berichten, haben einen ganz anderen Zweck: Es soll nachgewiesen werden, worin die Anziehungskraft von Paris veranlaßt, wie der Reiz, den seine geistige, kunstgewerbliche und Modeproduktion ausübt, zu erklären ist. Mit diesem Auftrage hat sich Helene Gould, die altjüngferliche, philosophisch angelegte Tochter des verstorbenen Milliardärs Jay Gould, den Direktor des New Yorker Instituts für Specialwissenschaften, M. D.-S. Tohnan, betraut. Dieser hat sich demzufolge nach Paris begeben und wird das seltsame Vergnügen haben, auf Kosten Mrs. Gould zunächst in den ersten Boulevard-Restaurants zu erproben, worin die Vorzüge der Pariser Küche bestehen. Darauf wird er ebenso gründlich den Reiz der Pariser Damen zu studieren haben. Vielleicht findet er auf diese Weise schon den Schlüssel des Geheimnisses, warum Paris die angenehmste Stadt der Welt ist.

Gegen die gewissenlose Ausbeutung junger Talente. In maßgebenden Kreisen Englands macht sich, wie dem „Düssel. Gen.-Anz.“ aus London geschrieben wird, zur Zeit eine starke Bewegung gegen die gewissenlose Ausbeutung junger Talente bemerkbar, die, wieber mit den so sehr notwendigen Geldmitteln, noch mit der ebenso notwendigen Erfahrung ausgestattet, ihren Weg zum Ruhme einzog und allein kraft ihres Talentes machen mußten. Die Methode, mit der solche „Talent-Phänen“ arbeiten, ist folgende. Das mittellose und unerfahrene Genie steht eines Tages ein Inserat in der Zeitung, in dem vielerprechenden Talenten freie Ausbildung angeboten wird. Der stimmgebende Jüngling, der bei dem Inserenten erscheint, wird aufgefordert, eine Probe seines Talentes abzugeben und erhält dann die Auskunft, daß bei gehöriger Ausbildung aus ihm wohl etwas zu machen sei. Er soll demnach „freien“ Unterricht während eines Jahres empfangen, muß sich aber verpflichten, ganz zur Verfügung des Inserenten zu stehen, bei seinen Konzerten zu singen, ihm einige Prozent von allen seinen Einnahmen zu überlassen und — last not least — ein „nominelles“ Eintrittsgeld zu entrichten. Dieses Eintrittsgeld deckt gewöhnlich die Kosten eines jährlichen Kurses vollkommen. Angenommen, der Jüngling läßt sich fangen, was in den meisten Fällen geschieht — so beginnen die Stunden sofort. Der Lehrer hat gewöhnlich so viel Ahnung von der Musik wie eine Kasse bei Mitternacht. Es werden einige Bravourstücke für die Konzerte des „Wohlthäters“ eingeübt, bei denen freilich die größte, wenn nicht gar einzige Rolle spielen, und nach Ablauf eines Jahres geht der Aspirant hinaus in die Welt, unfähig, auch nur das bescheidenste Engagement anzunehmen, weil er absolut nichts gelernt hat. Auf diese Weise gehen jährlich viele hoffnungsvolle Talente zugrunde, während andere talentvolle Jünglinge, deren Pflicht es gewesen wäre, sich irgend einem anderen bürgerlichen Berufe zu widmen, zwölf kostbare Monate ihres Lebens verlieren. Es wird nun der Vorschlag gemacht, die Ertheilung des Musikunterrichts ebenso staatlich überwachen zu lassen, wie den Schulunterricht, oder wenigstens irgend einen Befähigungsnachweis von Leuten zu verlangen, die sich als Musiklehrer ausgeben, um so die Unerschrockenen vor gewissenloser Ausbeutung zu schützen, aber man ist sich doch der Schwierigkeiten bewußt, die einem solchen Plane im Wege stehen, und der Kampf gegen die „Talent-Phänen“ dürfte vielleicht ein ebenso schwieriger und erbitterter werden, wie der gegen die „Musik-Piraten“ seit Jahren geführt.

Der Schurckart des Königs. In der Madrider Münzwerkstätte ist soeben ein bedeutender Sop Peleto mit dem Bild des Königs Alfons 13. in Uniform geschlagen worden. Vor einem Jahre hatte die spanische Regierung eine Million Geldstücke mit dem Bilde des Königs im Profil in Umlauf gesetzt, auf denen der König barlos dargestellt war, wie man ihn heute noch auf den spanischen Postmarken sieht. Diese Münze war aber im Lande sehr kritisiert worden, da dieses Bild des „kleinen Königs“ wie man ihn gern nennt, dem spanischen Charakter, der sehr auf die „Männlichkeit“ steht, wenig entsprach. Die Regierung hat dem augenscheinlich Rechnung getragen, denn heute, wo ein leichter Haum die Lippen des Königs schmückt, hat man auch gleich daran gedacht, eine neue Scheidemünze zu prägen.

Das „Sardinenfest“ in Murcia. Ein festliches traditionelles Fest, das kürzlich in Murcia gefeiert wurde, wird in dortigen Blättern geschildert. Der „Clou“ ist das Begräbnis der Sardine. Auf dem Platz Santo Domingo bildet sich ein Festzug, dessen Spitze ein Zug Bürgerwehr zu Pferde bildet; es folgt ein Orchester, das Banner der Junta der Sardinenarbeiterinnen wird von den „Verehrern der Sardine“ mit Rockföfeln, Messer und Gabel in der Hand begleitet; dann folgen riesengroße Persönlichkeiten, die Europa, Asien und Afrika darstellen, eine Gruppe Enten, eine Gruppe Fische, zwei Riesen, der Gärtner und die Gärtnerin, in Begleitung eines Orchesters von Musikern, die als Gärtner gekleidet waren. Weiter folgt ein Wagen, der einen Dämon auf einem Felsen darstellt; junge vornehme Leute der Stadt umgeben ihn als Teufelchen. Musiker, als Negrier verkleidet, geben vor einem Wagen, der ein ägyptisches Schiff darstellt; Sklaven halten die Ruder und auf einem erhabenen Sitz sieht man die von ihrem Hof umgebene Kleopatra. Weiter eine Gruppe Gefangenen, ein chinesischer Wagen, eine Gruppe Fischer zu Pferde, der Wagen Jupiters, ein Paradekar der Profobile, der Wagen Fauns, den man in einem Garten neben einer Bachantinen sieht, der Wagen Vulkan, eine Gruppe Fische und zum Schluß der Sardinenwagen. Die Sardine ist Venus in einer Riesenschale auf dem Meeressande, Muscheln sammelnd; der letzte Wagen ist nach den Verlichten besonders schön. Am Mitternacht findet eine „Apotheose der Sardine“ statt. Das Fest zieht natürlich zahlreiche Mengen aus der Nachbarschaft herbei, so daß viele feine Unterkommen fanden.



Für Rheuma- und Gichtleidende:



Assmann's Invaliden-Rad
mit Hand- und Motorentrieb.
D. R. G. M. N 191,889.

Sehr leichter Lauf, da überall Kugellager- Fortbewegung bei Handbetrieb mittelst 2 Handkurbeln! Freilauf mit Rückdrückbremsen.

Von Jedermann sofort allein zu fahren.

Prospekte gratis und franko durch den 1584
Alleinvertreter für Wiesbaden u. Umgebung

K. Meerganz,
Dotzheimerstr. 71. II.

Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt
Dir. E. Schreiber.

Rheinstr. 103,
1.



an der
Klingkirche.

Am 4. Mai 1903:

Beginn der
Viertel-, Halbjahrs- und Jahreskurse.

Lehrfächer:

Einfache, doppelte und amer. Stenographie (Gabelberger).
Buchführung. Schönheitslehre.
Buchhalterlehre. Contorpraxis. Maschinenschriften etc.
Correspondenz. Engl., franz. und italienische
Kaufm. Rechnen. Correspondenz.

Der Unterricht wird direct praktisch für die Praxis erteilt und werden die Lernenden von der ersten Stunde an, an selbstständiges Arbeiten gewöhnt.

Perfekte Ausbildung garantiert. Nach Schluß der Kurse schriftliche und mündliche Prüfungen, sowie Zeugnisausstellung. Auf Wunsch Privat-Unterricht. Vermittlung von Stellen.

Die Contoristik- und Buchhalterinnen-Kurse für Damen als sicherster, heutiger Lebens- und Erwerbsberuf stehen unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjährige Handelslehrerin. Interessenten wollen sich frühzeitig melden.

Täglich Beginn neuer Schreib-Kurse: Kaufm., Beamten-, Kopf- und Rundschrift, in Tages- oder Abendstunden, nach meiner in ganz Deutschland, sowie im Auslande bekannten und eingeführten Methode unter Garantie des Erfolges. Schreibverfolg.

Waldhäuschen
für die Unterweisung
auf der Schreib-
maschine

Waldhäuschen
für die Unterweisung
auf der Schreib-
maschine

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreibverfolge von hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten zur Einsicht offen. 1501
Für Schüler und Lehrlinge ermäßigte Preise.
Die Direction.

30 Min. von Beausite. **Waldhäuschen** 20 Min. von u. d. Eichen

Restaurations und Sommerfrische
Schönstes u. idyllischestes Wald-Rest. Wiesbadens.
Fremdenzimmer mit Pension zu 4.50 M. pro Tag. — Sitzplätze für ca. 2000 Personen. — Große Lokalkitäten zur Abhaltung von Festlichkeiten f. Vereine Private etc.
Telephon No. 2067. Karl Müller. 886

Trauringe

• Kein Laden. — Grosses Lager. •

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 990



Nr. 103.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 3. Mai.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsbörn.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Mir macht nichts Freude“, sagte Rudolf dumpf.
„Das glaube ich nicht, ich weiß, daß die Arbeit jedem Menschen Freude macht, wenn sie seinen Neigungen entspricht und mit einem Zweck verbunden ist. Denken Sie sich nur, man hat zum Beispiel ein liebes, kleines Haus in einem fruchtbaren Garten, den man im Frühjahr mit eigener Hand umgräbt und sich ausdenkt, wie man ihn wohl am besten bebaue mit Blumen und Gemüse. Was das für eine Freude sein muß, darin zu schaffen und zu wissen, daß das ganze Gedeihen von unserm Fleiß abhängt und von der Liebe, die wir auf die Arbeit verwenden. Und zu sehen, wie dann die Saat aufgeht, wie die Pflanze blühen und sich die Arbeit mehrt, daß wir Hunger vom vielen Schaffen spüren und dann Abends in der Kühle so wohligh ausruhen und uns den Tisch in einer grünen Laube decken lassen, wo wir fröhlich mit unsern Lieben beisammen sitzen und manchmal auch mit einem Gast, dem das alles so wohl gefällt, was die fleißigen Hände erschaffen.“

„Kreuzköpfer!“, brummte Onkel Joachim bewegt.

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Rudolf, ich würde Landmann, kaufe mir ein ganz kleines Gütchen — so klein, daß ich's selber bewirtschaften könnte, denn es ist die eigentliche Freude dabei. Und dann hielte ich mir auch Thiere — Hunde, Hühner und Tauben, vielleicht auch einen Esel, weil die Esel Philosophen sind und wenig Mühe für sich in Anspruch nehmen.“

„Das würde mir auch gefallen“, sagte Onkel Joachim, „da wäre man doch ein freier Mann und wüßte, wofür man lebt. Man hätte nie Langeweile.“

„Gewiß nicht“, fuhr Johanne fort, „und denken Sie nur, wie man stark und gesund würde von der ländlichen Arbeit, und welch guten Schlaf man bekäme.“

„Und welchen Appetit“, gähnte Onkel Joachim, „man ähe schon zum Frühstück Eier und Schinken oder ein Cotelette mit Reis, und zu Mittag spürte man wieder einen Wolfshunger.“

Johanne fürchtete schon, daß Onkel Joachim den Eindruck, den ihre Ueberredungskunst auf Rudolf ausgeübt, durch einen Spaß verderben würde, aber zum Glück kamen die Kirchgänger heim. Frau Mathilde erschien mit Graf Fluen in der Thür des Speisezimmers.

Johanne ging ihr entgegen.

Es war keine enthusiastische Begrüßung, eher ein stummes Händedrüken und ein unausgesprochenes Danken für erwiesene Theilnahme — dann stellte Frau Mathilde Johanne und Graf Fluen einander vor.

Sie gingen zusammen zu den Kastanien.

„Wo ist Gisela?“ fragte Johanne.

„Sie legt nur ihren Hut ab, wir waren in der Kirche.“

„Sonderbar“, dachte Johanne, als sie sah, mit welchem Enthusiasmus Onkel Joachim Graf Fluen begrüßte, „hat der jetzt auch den Verstand verloren?“

Frau Mathilde beauftragte Gertrud, Gisela zu benachrichtigen, daß Fräulein Woher gekommen sei, sie solle sich beeilen. Johanne aber wollte selbst zu Gisela gehen — sie nahm Gertruds Arm: „Kommen Sie.“

Sie hatte schon auf den Augenblick gewartet, der gebrückten kleinen Frau ein herzliches Mitgefühl zu beweisen — sie that ihr so grenzenlos leid.

„Ich habe mich sehr darauf gefreut, Sie kennen zu lernen, Frau Gertrud; mein Vater hat mir von Ihnen erzählt — wenn Sie wüßten, wie viel er an Sie denkt.“

Es that Gertrud wohl, aber es war doch nichts Greifbares, sich daran aufzurichten. Sie drückte Johannes Arm.

Sie stiegen die Treppe hinauf.

Giselas Thür war von innen verriegelt. Es dauerte auch ein Weilchen, ehe sie öffnete.

„Johanne!“

Wessen Anpochen mochte sie denn gefürchtet haben, daß Johannes Name wie ein Erlösungsruf von ihren Lippen kam?

Sie zog die Besucherin an beiden Händen ins Zimmer.

Was hatte sie nur? Alles an ihr war Erregung. Das konnte nicht der Schmerz über Rudolfs Unglück sein, aber sie sprach gleich von Rudolf.

„Was sagst Du, Johanne, daß er uns so zurückgelassen ist?“

„Ich sage, daß Ihr den Kopf nicht verlieren dürft. Dein Bruder muß eine gesunde Beschäftigung haben; es kann ja noch alles gut werden.“

„Das nicht“, sagte Gisela ernst.

„Schämt Euch, so pessimistisch zu sein. Weißt Du, wie Ihr mir vorkommt? — wie überrumpelte Hühner. Da flattert alles durcheinander, und zerstückt sich in der Angst den Kopf an den Wänden, anstatt der Gefahr besonnen ins Auge zu sehen und darauf bedacht zu sein, wie man sie abwehren könne. Weißt Du, wozu meine Beobachtungen mich geführt haben? — Ich werde mir ein Zimmerl im Orte mieten und Rudolf Gesellschaft leisten, so oft er's sich gefallen läßt.“

„Das ist ein großes Opfer, Johanne, aber in dem Falle mußt Du bei uns wohnen, wir lassen Dich nicht in ein fremdes Haus gehen.“

„Um keinen Preis logire ich bei Euch, Gisela, denn meine persönliche Freiheit ist mir unentbehrlich, ich kann sie weder hergeben noch einschränken lassen — in diesem Punkte bin ich unzugänglich.“

Sie wollte nichts weiter über die Sache hören.

„Ich bin nun von solchem Schlag, der sich in die primitivsten Verhältnisse fügen kann, nur in keinen Zwang. — Geh'n wir jetzt nhinunter, ich habe Deine Mama kaum erst begrüßt.“

Gisela zögerte. Sie stand, wie mit sich kämpfend, mitten im Zimmer.

„Was hast Du denn?“ fragte Johanne.

Sie bekam keine Antwort.

Als sie alle drei die Stiege hinuntergingen, trat der Gemeindecart ins Haus. Johanne erinnerte sich seiner, sie hatte ihn vor Jahren öfter in Gesellschaft gesehen.

„Doktor Zellin!“ rief sie ihn an.

Er zog seinen Hut.

„Wir sind ja alte Bekannte — Sie waren mein Tischnachbar beim Naturforscherbankett im Niedhof.“ Dabei reichte sie ihm die Hand.

„Daß Sie sich aus der akademischen Laufbahn zurückgezogen haben, Doktor Zellinek! — ist's Ihnen niemals leid geworden?“

Er lächelte. „Nicht leid, aber schwer.“

Er reichte auch Gertrud die Hand. Vor Gisela hatte er sich nur verneigt, aber Johanne sah die Röthe, die über seine Stirn flog. — „Er liebt sie“, dachte sie sich im Stillen.

„Sind Sie mit Herrn Joachims Wundheilung zufrieden?“ Eugen bejahte.

Sie gingen in den Garten.

Dort saß jetzt auch Herr von Heidenbrud bei den Anderen. Johanne fiel sein verändertes Aussehen auf. Es war ein Verfall mit ihm vorgegangen — wohl der Gram über Rudolfs Krankheit oder über seine unliebliche Heirath; — welches von beiden mochte dieser Stammbaumsfanatiker wohl am bittersten empfinden?

Rudolf schien wieder in ein melancholisches Stadium verfallen zu sein. Er saß in sich zusammengesunken da, die Stirn in die Hand gestützt.

Onkel Joachim winkte Doktor Zellinek, sich neben ihn niederzusetzen. „Passen Sie auf“, flüsterte er mit Hinweis auf Rudolf, „wir stehen vor einem neuen Sturm, mein Bruder hat ihn mal wieder gereizt — sie verstehen alle miteinander nicht, mit ihm umzugehen.“

Onkel Joachim raunte das dem Doktor zu, während Herr von Heidenbrud sich erhob, um Fräulein Woher zu begrüßen.

Graf Fluens war auch aufgesprungen. Er hatte in der Messe an Giselas Seite gekniet, und die Orgelklänge waren wie ewiger Frühling über ihre Häupter hinweggebraust. Noch zitterte der Nachhall in Graf Fluens Herzen. Er hatte wenig an den Feiertag und die heiligen Apostel gedacht, denn er vermochte nichts zu empfinden, wie die Wonne, neben Gisela in dem engen Kirchstuhl zu sitzen — mit ihr eingesponnen zu sein in die feierlichen Orgelklänge und den betäubenden Weibrauch. Und als er dann an ihrer Seite hinaustrat in den heißen Sonnenschein, war's ihm, als hätten sich ihre Lebenswege geteilt. Er mußte an sich halten, ihr's nicht hier auf offener Straße zu schwören, daß sie seine Gattin werden solle. Er neigte sich zu ihr, daß niemand ihn hören konnte: „Gisela, heute spreche ich's mir vom Herzen herunter, was ich Ihnen zu sagen habe!“

Der Bürgermeister war auch in der Kirche gewesen. Er ging mit Herrn und Frau von Heidenbrud und zog den Hut.

„Servus, Herr Graf, ein schöner Tag heute!“ Sie sprachen über das schöne Wetter und die fröhlichen Ausichten auf ein gutes Weinjahr. Graf Fluens sprach wie im Rausch — im Grunde wäre es ihm gleichgültig gewesen, wenn jetzt Bech und Schwefel vom Himmel herunter fiele — er hatte mit der ganzen Außenwelt nichts zu schaffen, so weit und warm ging's durch seine Ader, und mitten in all die Wonne hinein ragte das Bewußtsein, ein geliebtes Weib zu sich empor zu ziehen auf die Höhe des Glanzes. Er meinte, sie müsse beben vor Glanz und Stolz, — seine Gisela! —

Und als er sie dann aus dem Schloß heraustreten sah, gab's ihm einen Stich, daß der Doktor in ihrer Gesellschaft war. Er wußte selbst nicht, weshalb ihm darüber der Unwille kam, aber es froh ihm ein Unbehagen über die Haut.

Und Doktor Zellinek überfah es, ihn zu grüßen.

Graf Fluens trat Gisela entgegen: „Dieser Mensch hat keine Manieren“, murmelte er geringschätzig — er grüßt nicht einmal.“

„Er hat Gründe dafür“, gab sie zurück.

Graf Fluens lachte: „Flegel!“ entfuhr es ihm. Da traf ihn ein schneller flammender Blick. Der Born stand in Giselas Gesicht — sie wandte sich stolz ab.

Graf Fluens runzelte die Stirn, und widerwillig zwang es ihn, den Mann ins Auge zu fassen, den er von diesem Augenblick an haßte, wie einen Todfeind.

Johanne Woher wechselte ihren Platz. Sie setzte sich zu Rudolf. „Weshalb sind Sie so versunken?“ fragte sie unbefangen. Rudolf senkte, er vergrub sein Gesicht noch tiefer in die Hände.

„Gehen Sie, Herr Rudolf, heut darf man den Kopf nicht hängen lassen; wissen Sie nicht, daß wir heute das Sommerfest feiern? Heut muß alles, was zwei Füße hat, in den Wald hinauslaufen, um sich im Grünen zu tummeln und mit den Vögeln um die Wette zu singen. Wer heute traurige Gedanken hat, der ist? — — — nun rathen Sie, Herr Rudolf, was der ist?“

„Krank“, sagte Rudolf leise.

„Ach, gehen Sie —“ Johanne machte eine abwehrende Bewegung — „gehen Sie mir mit dem Kranksein, Herr Rudolf —

das sind Einbildungen, die vom Nichtsein kommen, dagegen hilft Arbeit, und dann haben Sie am Höferstein auch eine Heilquelle, die dagegen hilft, wenn Sie regelmäßig daraus trinken.“

Alle schauten verwundert auf Johanne. Doktor Zellinek errieth ihren Plan, er wollte ihr zur Hilfe kommen.

„Das ist ganz richtig“, bemerkte er, „die Quellen am Höferstein besitzen eine eminente Heilkraft.“

„Sie sind wie das Wasser von Lourdes“, ergänzte Onkel Joachim.

Rudolf horchte auf.

Lourdes! Das packte ihn. Er hatte oft von den Wundern gehört, die sich in dem Gnadenorte an Siechen und Verzweifelten vollzogen — er kannte selbst eine Frau, die den Biß eines tollen Hundes durch Waschungen mit Wasser von Lourdes heilte, und nun erzählte Onkel Joachim eine noch viel wunderbarere Geschichte, die sich einmal vor Lourdes zugetragen: Es war ein vornehmer Pilger in einer von vier milchweißen Hengsten gezogenen Karosse dahin gewallfahrtet. Er hatte kein Haar auf dem Kopfe und kein Tröpflein Blut in den Wangen. Seine Beine waren so schwach, daß er sich eines Stedens bedienen mußte, um zu gehen, und obgleich er jung war, hielt jeder ihn für einen Greis. Er warf sich neben tausend anderen Pilgern vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee und betete inbrünstig um die Wiedererlangung seiner Gesundheit, und beim starren Aufschauen zu der wunderthätigen Jungfrau fühlte er seine Augen geblendet, daß sie ihm zufließen, wie in schwerem Schlaf. Und nun geschah das Wunder. Er fühlte sich sanft in die Luft gehoben und weit, weit fortgetragen. Dabei tönte Glockenläuten in seine Ohren, und um ihn her wogte es von weißen, glänzenden Wölkchen, ganz wie im Himmel. Es war, als ob die Engel ihn trügen und ihn sanft in den Rasen betteten, an das Ufer eines plätschernden Baches. Ein dämmernder Rosenstrauch beschattete seinen Körper, daß er, dalag wie in einer Laube. Und plötzlich theilten sich die blühenden Aeste — es drang ein blendender Lichtstrahl in die Dämmerung, und mitten in dem Lichtstrahl stand die wunderthätige Jungfrau. Ihr Schleier war mit blühenden Edelsteinen übersät, und das wallende, weiße Gewand fiel in weichen Falten auf ihre schneeweißen Füße. Sie neigte sich über den Kranken und schaute ihm erbarmend ins Gesicht. Dann hub sie an, zu sprechen. Ihre Stimme klang stark und lieblich, und der Pilger lauschte in seinem tiefen Schläfe andächtig auf die seltsamen Worte. „Werde ein Bauer“, sprach sie, „und arbeite im Schweiße Deines Angesichts vom Morgen bis zum Abend. Baue ein Häuschen für Dich und Dein Weib und ein Gärtlein, darin ihr Blumen und Kräuter pflanzt und fröhliche Lieder singt, wenn das Tagewerk vollbracht ist. Wenn Du so thust, werden Dir wieder weiche, krause Haare über dem Scheitel wachsen, und Deine Glieder werden schwellen, daß Du es mit Lust fühlst, wie Du stark wirst und wie Dir der Blutstrom freudig durch die Adern rinnt.“ Als die Jungfrau so gesprochen, meinte der Pilger, ein starkes Rauschen über sich zu vernehmen. Er strengte sich an, das Rosenstrauchgewölbe mit seinem Blick zu durchdringen, und dabei erwachte er aus dem Schläfe. Er lag ausgestreckt vor dem Gnadenbilde, und an seiner Seite kniete ein junger Priester und neigte ihm die Stirn mit dem wunderthätigen Wasser. Er hatte eine so milde Art, den Kranken zu berühren, daß dieser Vertrauen zu ihm faßte und den wunderbaren Traum von der Jungfrau erzählte. Der Priester hörte auf jedes Wort, und aus seinem milden Gesicht schauten ein Paar große, kluge Augen, die waren voller Menschenliebe und Barmherzigkeit auf den Pilger gerichtet. Er ließ ihn den Traum ganz zu Ende erzählen; dann tauchte er die Spitze seines Zeigefingers in das heilkräftige Wasser und zeichnete dem Pilger damit drei Kreuze auf Stirn und Brust. „Thue, was Dir im Traum befohlen ist“, sprach er — „arbeite im Schweiße Deines Angesichts vom Morgen bis zum Abend, und wenn Dein Tagewerk vollbracht ist, sei fröhlich mit den Deinen. Hast Du zwölf Monde so gelebt, wirst Du geheilt sein an Deinem Leibe und an Deiner Seele.“ Und der Priester reichte dem Pilger einen Becher Wasser: „Trinke das Wasser von Lourdes — das ist der Glaube, der Berge versetzen vermag.“ (Fortsetzung folgt.)

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener Generalanzeiger“



Wie Kaiser Wilhelm sich verrechnete.

Ein hübsches Andenken an Kaiser Wilhelm I. wird beim 2. Garderegiment zu Fuß aufbewahrt. Es ist ein Brief des Kaisers über seine Beförderung zum Generalmajor am 30. März 1818. Veranlassung zu dem Briefe war die Teilnahme Kaiser Wilhelms an einem Mittagmahle im Kreise der Offiziere am 19. November 1879. Der Brief, welcher an den Oberst v. Wismann gerichtet ist und in welchem die durch den Druck hervorgehobenen Worte von des Kaisers Hand unterstrichen sind, lautet nach der „Schles. Ztg.“: Berlin, den 20. 11. 79. Die Folgen Ihres vor trefflichen Kardinalpunsches gestern sind doch nicht ganz ausgeblieben. Denn, wie ich befürchtete, daß ich doppelt sehen würde, wenn ich zuviel von demselben tränke, sind zwar nicht eingetroffen, aber verrechnet habe ich mich doch, als ich von meinem Generalsavancement erzählte, und im Vergleich zu dem sächsischen General, der sein 50jähriges Generalsjubiläum feierte, anführte, daß niemand meines nicht nur 60-, sondern sogar 70jährigen Jubiläums gedacht hätte, — habe ich, aber zu spät, die Folgen jenes Getränkes erkannt. Ich hätte statt 60 und 70 sagen müssen 50 und 60, da ich am 30. März 1818 Generalmajor wurde, also 1868 50 und 1878 60 Jahre General war. Ich bitte den gestrigen Anwesenden diese Verrechnung aufzuklären, damit sie weder eine Aufschneiderei meines Dienstalters, noch ein Doppeltsehen infolge des charmanten Dinners, für das ich Ihnen und dem Offizierkorps nochmals meinen aufrichtigen Dank sage — erblicken mögen. Wilhelm.“ In einer Anlage erzählt dann der Kaiser die näheren Umstände, unter denen er die Order seiner Ernennung zum Generalmajor erhielt.

Minister Brühls Haushalt.

Die Dienerschaft des bekannten Ministers Grafen Brühl bestand aus nicht weniger als 187 Personen; darunter waren 12 Kammerdiener, 12 Pagen und alle möglichen Hausoffizianten, wie nur irgend an einem königlichen Hofe. Das Küchenpersonal bestand aus 4 Kuchentöchen, 12 anderen Köchen und 34 Küchenjungen. Die Tafel war nie geringer als mit 30 Schüsseln besetzt, umfaßte aber auch häufig 80 bis 100. Aller Bedarf des Haushaltes wurde aus dem Auslande bezogen, sogar die Pasteten kamen von Paris mit der Post. Als Dresden von den Preußen besetzt ward, fanden sie in Brühls Palais, dem nachmaligen Lokale der königlichen Bildergalerie, nicht weniger als 1500 Perrücken, 800 prachtvolle Schlaftröcke, 1570 Paar Stiefel und 2100 Paar Schuhe.

Die gewonnene Wette.

Lord Berkeley wettete einst eine bedeutende Summe, daß auf seinen Reisen es einem Einzelnen nicht gelingen sollte, ihn zu berauben. Die Zeitungen machten die Wette des Lords bekannt, und da derselbe versprochen hatte, daß er, sollte er wirklich von jemand beraubt werden, diesen nicht als Dieb behandeln würde, so sah er sich bald von den entschlossensten Straßenräubern angefallen, die aber eine Ehre darin suchten, nur einzeln gegen ihn vorzugehen. Der Lord aber war so auf seiner Hut, daß keinem ein solches Unternehmen gelang, und alle, die sich an ihn gewagt, dafür schwer büßen mußten; teils tötete, teils verstümmelte er die Angreifer, so daß sich zuletzt niemand mehr an ihn heranwagte. — Der Lord machte eine Reise durch Schottland und wollte die eben entdeckte Grotte auf der Insel Staffa besuchen. Ein Räuber in den Bergen von Argyle Namens Mac Durrh, durch seine letzten Thaten berüchtigt, hatte ebenfalls von der Wette des Lords gehört und von einem seiner Kameraden erfahren, zu

welcher Stunde der Lord dorthin kommen würde. Mac Durrh wählte den wildesten und öfsten Teil einer Schlucht zum Schauplatz seines Unternehmens. Es war bereits finster geworden, der Lord, der lange nicht mehr angefallen worden, bewegte auch nicht mehr so sehr auf seiner Hut war, schlief in seinem Wagen, als eine Stimme ihn weckte und er ein Pistol vor seinem Gesicht sah. „My Lord, die Börse oder das Leben!“ — „Goddam, ich habe die Wette verloren!“ rief der Lord und langte in die Tasche, als wollte er die Börse herausziehen. — „Ja, Mylord, Sie haben verloren,“ antwortete mit selbstzufriedenem Stolz der Räuber, „und Mac Durrh ist es, der den Lord Berkeley allein beraubte.“ Kaltblütig erwiderte der Lord: „Das läßt du, ich würde dir gewiß mein Geld geben, wenn ich nicht hinter Dir einen Deiner Kameraden sähe.“ — „Unmöglich!“ rief der Räuber und drehte sich unwillkürlich um, um zu sehen, wer hinter ihm sei. Lord Berkeley benutzte diesen Moment; statt der Börse zog er schnell ein Pistol aus der Tasche und schoß den Räuber nieder.

Napoleon der Dritte im Karzer.

Die Königin Hortense wohnte mit ihrem Sohne, dem späteren Kaiser Napoleon III., eine zeitlang in Augsburg. Der Prinz besuchte das dortige Gymnasium St. Anna, das unter der Direktion von Hofrat Wagner stand, mit dessen Sohne Napoleon besonders befreundet war. Als eines Tages die Mitschüler beider Zweifel äußerten, ob auch diese im Kasse entsprechend gestraft würden, waren die beiden Freunde zum Beweise rasch entschlossen: Sie kauften Bündhütchen und zerschlugen dieselben während des Unterrichts. Napoleon und sein Freund Rudolf Wagner wurden als die „Verbrecher“ erkannt und zur Karzerstraße über Mittag bei Wasser und Brot verurteilt. Die Königin, davon benachrichtigt, verfügte in ihrer Entrüstung außerdem, daß der Missetäter nicht nur sein Mittagessen, sondern auch Wasser und Brot entbehren sollte. Aber das war für das weiche Herz der Hofrätsgattin denn doch zu hart. Sie sandte dem armen Gefangenen heimlich ein mächtiges Stück Butterbrot. „Frau Hofrätin“, sagte der Prinz später, seinen Dank abstattend, „nie hat mir etwas so geschmeckt, wie dieses Butterbrot.“

Verlobungen nicht geborener Menschen.

Im Mittelalter kam es wohl an europäischen Fürstentöfen öfter vor, daß unmündige, mitunter noch im zartesten Kindesalter stehende Prinzen und Prinzessinnen verlobt wurden, weil es das Staats- oder das Familieninteresse erheischte. In China ist es aber in unserer Zeit öfter geschehen, daß wenige Tage alte Mädchen mit noch Ungeborenen feierlich verlobt wurden, vorausgesetzt, daß das Kind ein Knabe sei. Im anderen Falle erlosch die eingegangene Verbindlichkeit.

Sitten bei Brautwerbungen.

In Dithmarschen pflegt man noch heutzutage einem Freier, dessen Bewerbungen nicht angenommen werden sollen, in dem Hause der Angebeteten um die Zeit, wenn man sein Kommen vermutet, eine Schaufel aufzustellen, um ihm eine abschlägige Antwort zu ersparen; dort ist also „eine Schaufel bekommen“ gleichbedeutend mit „einen Korb bekommen.“ In Litauen besteht noch der Brauch, dem Liebhaber, der mit seiner Werbung abgewiesen werden sollte, einen Kranz von Erbsen zu geben. An den Höfen einiger Gutsbesitzer wird dem Brautwerber, der weder von dem Mädchen noch von den Eltern einen günstigen Bescheid erwarten darf, bei der Tafel eine Gans in schwarzer Sauce vorgesetzt, und dieses Gericht vertritt die Stelle eines Korbes. In Livland genügt schon ein mit Blut bräunlich und sauer gemachtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleische. Noch eine andere drollige Sitte bestand ehemals in Livland. Man setzte dem Werber beim Wahl eines Kaplans vor, den er in der Luft zerlegen sollte. Die Geschicklichkeit, mit der er sich dieser Aufgabe unterzog, bedingte die bejahende oder verneinende Aufnahme seiner Bewerbung.



Anonyme Briefe.

A.: Mein, den Aerger, lieber Herr Doktor, den mir dieser heimtückische Brieffschreiber schon bereitet hat! Wenn ich wüßte, wer der infame Kerl ist, ich wäre in der Lage, ihn mit meinen eigenen Händen zu erwürgen. Aber das ist es ja, trotz aller Nachforschungen kann ich's nicht herausfinden. Es ist zum Verzweifeln.

Dr. B.: Ja, erlauben Sie mal, lieber Freund, ich sehe noch gar keinen Grund zum Verzweifeln. Sind die Dinge, die in den Briefen stehen, denn wahr?

A.: Aber Herr Doktor, ich muß mir doch sehr ausbitten, daß Sie etwas Derartiges selbst nicht im Scherz als möglich hinstellen. Sie haben ja Einsicht in die Zuschriften genommen und wissen, um was es sich darin handelt, und was dort alles von meinem künftigen Schwiegerjohn behauptet wird! Wenn nur die Hälfte davon wahr wäre, müßte er der schlechteste Kerl auf Gottes Erdboden sein. Und doch, etwas muß dahinter stecken, es muß etwas daran sein. Denn vieles, was der Brieffschreiber nebenbei anführt, allerdings unverfängliche Dinge, hat der junge Mann uns schon als wahr zugestehen müssen. In der Hauptsache allerdings leugnet er hartnäckig und erklärt alles mit Entrüstung für abgefeimte Lügen und Verleumdungen. Aber nun denken Sie sich unsere Lage an. Wenn das eine wahr ist, warum sollte nicht auch das andere Tatsache sein? Meine Frau behauptet es schon mit Bestimmtheit. Sie habe es schon von vornherein kommen sehen, habe immer vor Adolf gewarnt — dabei hat sie ihn bisher stets als ein Muster von Solidität gepriesen und meinem ältesten Sohn Max, dem Referendar, als leuchtendes Vorbild aufgestellt. Jetzt sucht sie seine kleinen Schwächen, die er wie wir alle ja leider hat, mit kritischen Augen heraus, während sie bisher liebevoll darüber hinweggesehen hat, und was noch schlimmer ist, sie wirft sie ihm offen vor. Es ist schon zu den heftigsten Szenen zwischen ihnen gekommen und dazwischen steht nun meine Tochter, auch schon unsicher geworden in ihrem bisherigen felsenfesten Vertrauen auf den Geliebten, zögernd bald auf diesen, bald auf ihre Mutter blickend. Und Tränen werden vergossen, ich sage Ihnen, wahre Sturzbäche. Und so geht das tagaus, tagein, der einzige, der seine Ruhe behält, ist unser Max. Der zuckt die Achseln und sagt: „Kinder, macht doch nicht soich' Aufhebens von der Geschichte, das ist immer so, wenn jemand sich verlobt, dann regnet's förmlich anonyme Briefe, um das Paar wieder zu entzweien. Ihr tut mit Eurer Aufregung und Eurem Zank ja nur dem anonymen Brieffschreiber den größten Gefallen!“

Dr. B.: Ein vernünftiger Junge, der Max! So müßten Sie alle denken, dann würde die Schlange, die Ihren häuslichen Frieden und das Glück Ihrer Tochter bedroht, ihr Gift nutzlos verspritzen. Wer nicht den Mut hat, mit vollem Namen für seine Behauptungen einzutreten, zeigt schon dadurch, daß sie auf schwachen Füßen stehen. Daß dem Anonymus Bosheit und Niedertracht die Feder führt, davon sind Sie ja selbst überzeugt. Warum sich also über derartige Machwerke so aufregen und sich und anderen das Leben schwer machen? In den Papierkorb oder ins Feuer mit ihnen — ungelesen. Wenn Sie wollen, will ich mit Ihrer Frau Gemahlin noch in diesem Sinne sprechen, sie ist ja sonst eine so vernünftige Frau.

A.: Ist nicht nötig, lieber Doktor, Sie haben ja recht, es ist ja eigentlich niederträchtig, daß man auf Grund einer beliebigen, unerwiesenen Anschuldigung hin an einem Menschen, den man schätzen und lieben gelernt hat, gleich zu zweifeln beginnt. Ich will sofort nachhause und mit meiner Frau ein ernstes Wort reden. Die Tränen meiner Tochter sollen gestillt werden, und kommt noch wieder ein solches Giftprodukt in unser Haus — mit der Feuerzange ausgefaßt und hinein in den Ofen!

Räthsel und Aufgaben.

Versteckträthsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein Wort versteckt. Werden die richtigen Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines bekannten dänischen Dichters.

An diesem Aste reifen sich die Äpfel schön (Nume).
Die Familie ist im vorigen Jahre nach England gezogen (Fahrzeug).
Dies ist die Stelle, wo ich sterblich bin. (Pflanze).
Wir haben unsere schöne Reise in Basel beendet. (Fluß).
Die ganze Gegend sah nach dem Unwetter traurig aus. (Stadt im Livland).
Er legte den Inhalt der Kasse in einen feuerfesten Schrank. (Fluß in Frankreich).
Er erbt von seinem Onkel eine Million. (männlicher Vorname).
Er reichte Anna seine Hand zum Bunde für das Leben. (Körpertheil).

Silbenräthsel.

Jedem der nachstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Die Silben nennen aneinander gereiht, ein Sprichwort.
Indemnität, Ferienreise, Pferderennen, Galgenfrist, Hochaltar, Balesla, Unreinlichkeit.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer. Citatenräthsel.

Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Rebus.

Weites Gewissen, enger Verstand gehen, meist einträchtig Hand in Hand.

Paul Heyse.

Reiche Auswahl

in

Güte und Mühen

empfiehlt

W. Killian,
Michelsberg 2.

7112



Globus-

Putz-Extract

putzt besser als jedes andere Putzmittel.

„Gibt sich ja alle Bekannte — Sie waren mein Tischgenosse — Sie haben mich im „Mischling“ gesehen.“
 „Gibt sich ja alle Bekannte — Sie waren mein Tischgenosse — Sie haben mich im „Mischling“ gesehen.“
 „Gibt sich ja alle Bekannte — Sie waren mein Tischgenosse — Sie haben mich im „Mischling“ gesehen.“



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Auf der Eisenbahn.



Bauer: „Sakra, iagt habt's mi mei Finger eini zwick!
 Jessas, so a Kreuz!“
 Schaffner: „Ja, dees wenn a Gaudi wär', nacha tät
 Ihr die Pragen gar nimmer auh!“

Vorsorglich.

Student (einen schlafenden Nachtwächter weckend): „Wach
 auf, Du Pflichtvergeß'ner! Wer soll mich denn später heim-
 geleiten?“

Druckfehler.

Mit einem Wort gesagt, Fräulein Irma ist die beliebteste
 (beliebteste) Tänzerin unserer Bühne.

Sehr nahelegend.



Bettler: „Ich bitte um a Gaben!“
 Hausherr: „Om, mei' Gutfater — na
 ja, wie heeßen Sie denn?“
 Bettler: „Sedelmeyer.“

Hausherr: „Herrjeh nee, härn Se, da sein Se wohl ä
 Schpröckling von der bekannten großen Bierokraten-Familje aus
 Bayern!“

Natürlich.

Leutnant (seine Photographie betrachtend): „Großartig —
 blendet mich beinahe selber!“

Versprochen.

Diener: „Herr Graf, Sie verlieren Ihre Nasennudel. Ach,
 wollt' sagen Nasenbudel; ah — Nasennadel!“

De Bassgeige.

Humoreske von Richard Hammer. Illustriert von Rich. Losmann.



„Iffen Se, ich hadde nämlich von jeher ä sehr boedisches un ginsdlerisches Gemied. Deshalb wünschde ich mir ooch von meiner Bauline lebzde Weihnachden irgend ä Musit-Inschdrumend. Ich war wärklich geschbann, was die mir wohl ausfuchen wärde, ich hadde nämlich auf ä Klavier oder so wad gehoffd. Un was bringd die angeschlebbd? Aenne Bassegeige! Na, ich gucke mir un das Dingt an un frage:

„Sage mal, Bauline, wo

hasde denn das Ungeidiem gekooft?“

„I nu, bein Dreedler Meier! Weesde Baul, in Musigalien-geschäft war'n mer die Dinger zu deier, die hier losd' bloß zehn Mark un verricht' ihre Dienste ooch!“ meende sie im Voll-gesichte ihres guden Kooftes.

„Na, ich nehme also den Fiddelbogen un will ämal brobieren. Aber das klangt wärklich zum Dervonloosen, wie wenn ännne leere Bierdonne die Schdrake nunder gegollert wärd.

„Du, Bauline, sage mal, wie gefäld Dir'sch?“

„Weesde Baul, schiele lieber morgen weider, de Nachbarn genuden sich beschwern!“

„Un ich hadde wärklich ooch genug. — —

Schbäder kooftde ich mir noch Roden, Solofonium un alles Meegliche, aber änn vernünftigen Don kriegde ich aus mein Brummbaß nich raus. Dann had mir ämal ä Musigus erklärd, daß das Dingt änn Gonschdrutzionsfehler hadde un ierwerhaubd nich klingen gonnde. Na, da hadden se ja meine Bauline scheene angeschmierd!

Aber drauf rum geschield habe ich jeden Dag meeglichst viel, der Grawall gefiel mer zulebzd. Wissen Se, wahres Schenie läßt sich äb'n nich underdrücken.

„s mag so in April gewesen sin, da lagt ich ämal Nachds in scheensden Schlummer un dreemde, wie sich's for änn guden Deidschen geheerd, von Milledäre.

Mid een Male jubbd mich meine Bauline an mein Dedbedde.

„Du, Baul, heersche nisch?“

„Ree,“ sage ich, „ich schlafe!“ — — —

„Na, 's is gud. — Nach ännner kleen Weile schbricht se wieder:

„Du, Baul, ich heere was!“

„Da mach' doch de Dogen zu un schlaf ooch!“ sage ich so recht ärgerlich. — —

Aenne Bause! — —

„Du, Baul, bei uns muß eener in der Schdube sin.“

„Nu wurd' ich abber wilde un fahre aus'n Bedde.

„Godd'schdrambach noch ämal, wer soll denn nur hier ruheschdeerenden Värm veriben? Bei uns bricht doch keener ein!“

Ich schbede also mein Kobb rechd behndsam durch de Diere un gucke in de Wohnschdube. Da war kee Mensch drinne, nur der Mond schien helle zum Fenster rein.

Aber bledzlich heere ich ooch das verdächtig'e Gereisch. Härn Se, der Schred fuhr mir doch in alle Glieder. Hindern Kleederschranke kam's vor. Ich ziddere un bäbbere vor Angsd, da bewegd sich mid een Male meine Bassegeige, die da in der Ecke lehnde, un fliegd mit färdherlichem Gedeeße zu Boden.

„Hilfe, Meerder, Reiber!“ schreid Bauline im Bedde.

Ich will gerade de Diere zuglabben un verriegeln, da sehe ich des Rädsels Leefung. Unsere kleine Radze kommt nämlich ganz gemiedlich aus'n Schallloche von meiner Bassegeige rausgetroffen. War das Dierchen nich da nein gekleddert un hadde nadierlich nich wieder rausgetonnd!! Mir fiel ä Schdeen von Herzen, wie ich das sah, un ich legde mich beruhigd wieder in Rah'n.

Kaum bin ich aber wieder so ä bißchen eingebuffeld, da weckt mich Bauline bledzlich noch ämal.

„Du, Baul, in der Schdube is wieder eener!“

„I nu äb'n,“ sag' ich, „jedzd wärd' ich das Radzenviech aber nausschdeden!“

Ich schdeige aus'n Bedde un will in die Schdube. Herrchees, schdehd da nich wärklich ä langer, weißer Gerl drinne un leefd mid vorgeschdredten Händen auf'n Kleederschrank zu!?

Ich fahre zurid.

„Bauline, ä Geschbensd, ä Geschbensd!“

„Baul, schidze Dein armes, schwaches Weib!“ flisderb die ziddern.

Mid änn wahren Leewenmude greife ich under'sch Bedde, hole mein seligen Vader sein alden Girassirsäbel vor un reisse de Schdubendier auf.

Da schdehd der Gerl midden in Zimmer un hält meine deire, geliebde Bassegeige in Händen. Mich hadde er noch nich gefä'n! Ich will mein Säbel aus der Scheide reißen un zerre un zerre, aber das alde Dingt ging nich raus. Da schmeiß ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bad'n bein Hals.

„Hald, Mausehaken!“

Der umglammerd meine Bassegeige noch gramphafder, un jedzd sehe ich ershd, daß es ä Hausbewohner is, der über mir wohnd. Er heesd Florian Miller un is lyrischer Dichter.

„Na, aber Miller, was gleddern Se denn um die Zeit in scheensden Reglischee bei mir zum Fenster rein?“

„Laß mich, o Erdenwurm, der Rache Werk vollenden,

Das Ungetüm, das mich zum Wahnsinn treibt,

Laß mich's vernichten!“

(deglamierd das Dichterchen mit Schdendorfschdimme).

„Was woll'n Se? Meine Bassegeige vernichten? Nu aber naus!“

Ich reisse dem Gerl mei Lieblingsinschdrumend aus'n Händen un schubb'n zur Diere naus.

„Hah, der Rache Werk! Und ich vollend' es doch!“ sagd er noch bein Ausfliegen.

„Nu härn Se, das is meerschdendeels Hausfriedensbruch! Un wenn Se noch ämal komm', schid ich meine Bauline auf de Vollezei! Verschanden? Gude Nachd!“

Wiedend schmeiße ich de Diere zu un gehe wieder in de Wohnschdube. Ei herrchees nee, härn Se, da schdolbere ich doch in der Dunkelheed über meine Bassegeige un drede den deiern Inschdrumende ä großes Loch in Bauch.

Glob'n Se mir, ich hadde bald geweend vor Mhrung. Aber wie ich mir mein zerdrimmerden Liebling bei Lichte beguckde, sah ich ooch den Gonschdrutzionsfehler. 's schdedde nämlich ä alder Regenschärm drinne. Wie der bloß mag da nein gekommen sin? —



Irrtum.

Frau Meyer: „Sagen Sie mal, Ihr Herr Professor beschäftigt sich jetzt wohl mit weiblichen Arbeiten?“

Frau Schulze: „Warum nicht gar!“

Frau Meyer: „Na, ich hörte doch gestern, wie er seinem Assistenten auf der Treppe nachrief, er möge ja den Stuchloß nicht vergessen!“



„So eine Balancierstange könnte ich jetzt auch gebrauchen!“

Zweideutig.

A.: „Es war so billig, da habe ich bei einer Auktion gleich einen Centner Rübsamen gekauft.“

B.: „Einen Centner! Sie haben wohl einen Vogel?“

A.: „Natürlich habe ich einen!“

Gedankensplitter.

Wer vom Leben nichts lernen will, wird vom Leben belehrt.

Wer nur Weibern gefällt, mißfällt dem Weibe.

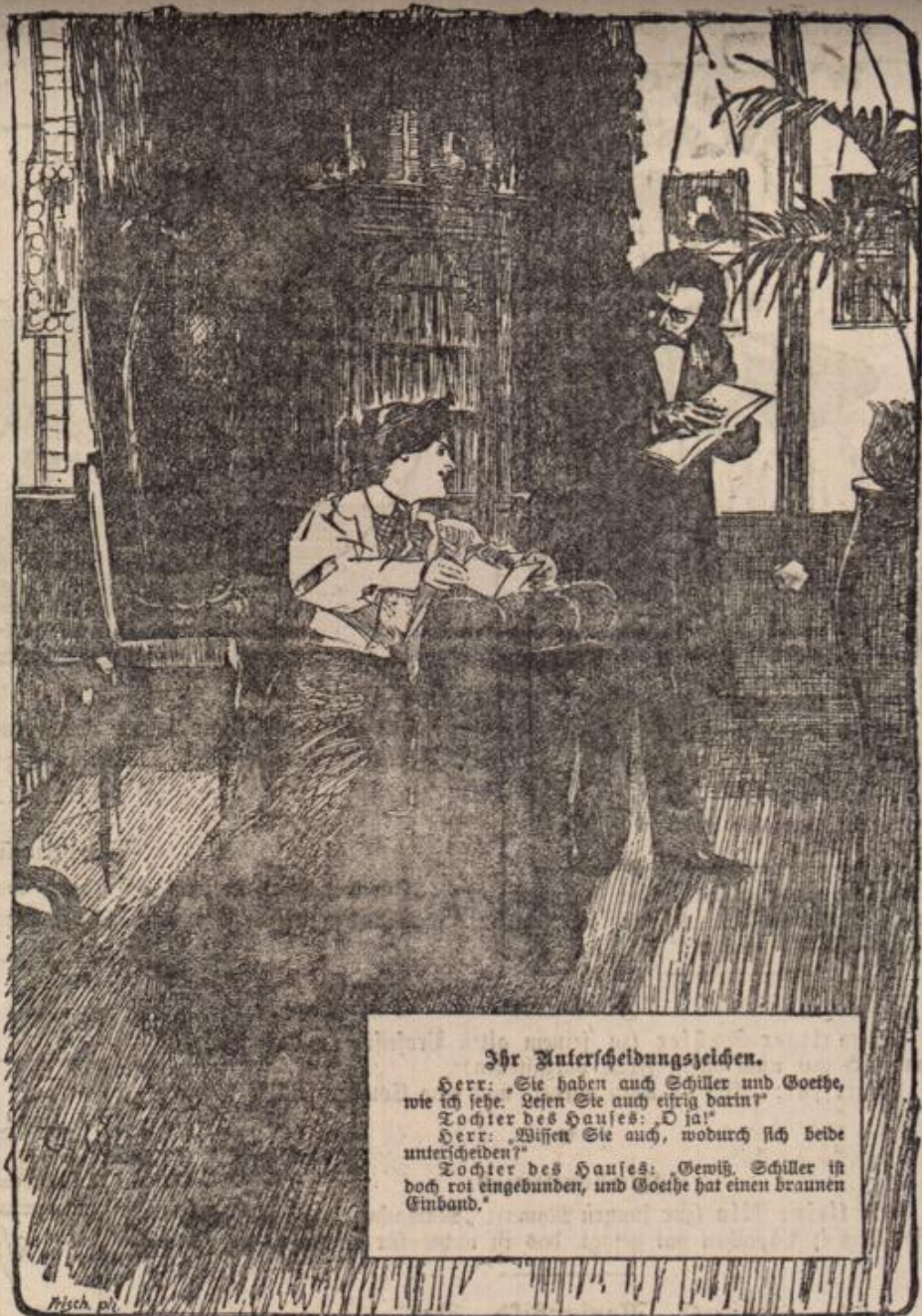
Wenn die feinen Leute eine Abendgesellschaft geben, so nennen sie das ihren Jour.

Ein jeder ist seines Glückes Schmied. Wie wenige aber verstehen dieses Handwerk!



Gewohnheit.

Schaffner: „Fahrkarten, bitte, meine Herrschaften.“



Ihr Unterscheidungszeichen.

Herr: „Sie haben auch Schiller und Goethe, wie ich sehe. Lesen Sie auch eifrig darin?“
Tochter des Hauses: „O ja!“
Herr: „Wissen Sie auch, wodurch sich beide unterscheiden?“
Tochter des Hauses: „Gewiß, Schiller ist doch rot eingebunden, und Goethe hat einen braunen Einband.“

Schwer bestraft.



A.: „Ist es denn wahr, daß der Lustikus, der Lehmann, gestern um Ihre Tochter angehalten hat? Sie haben ihn natürlich gehörig abblitzen lassen.“
B.: „Ich habe ihm die Wahl gelassen.“
A.: „Zwischen?“
B.: „Reimen drei alten!“

Bescheidener Wunsch.



Handwerksbursche (der großen Hunger hat): „Ach! Könnt' ich jetzt nicht ein Laubfrosch sein?“

Berstreut.

Ehemaliger Schüler (zu seinem alten Professor): „Und hiermit erlaube ich mir auch meine Frau vorzustellen!“
Professor: „Aha — wird wieder 'mal eine Cousine sein!“

Kindermund.

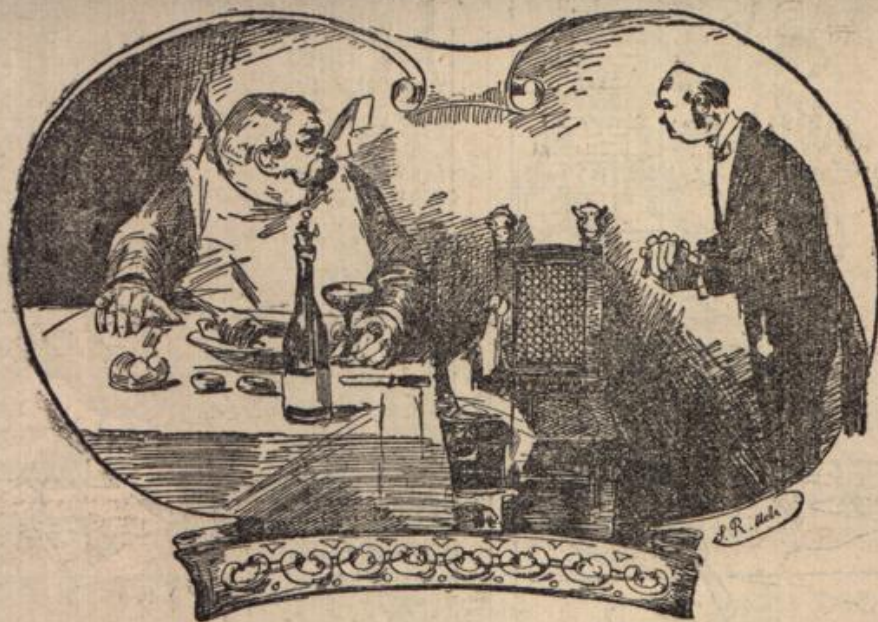
Die kleine Ella (zur jungen Mama): „Mamachen, laß das Rasiermesser liegen; Papachen hat gesagt, das ist nichts für Kinder.“

Exierbild.



Wo ist der Kellner?

In Karlsbad.



Kurgast (am Abend seines Eintreffens): „Jean, bringen Sie mir rasch noch eine Portion Schweinebraten . . . morgen geht die Kur an!“

Merkwürdig.

„Ich war schon dreimal bei Ihnen, man trifft Sie ja aber nie zu Hause.“
„Morgen treffen Sie mich sicher, dann habe ich nämlich meinen Ausgehtag.“

Ein atmungsvoller Engel.



„Mir scheint, Du willst heute länger im Wirtshaus bleiben, weil Du die Rüstung angezogen hast!“